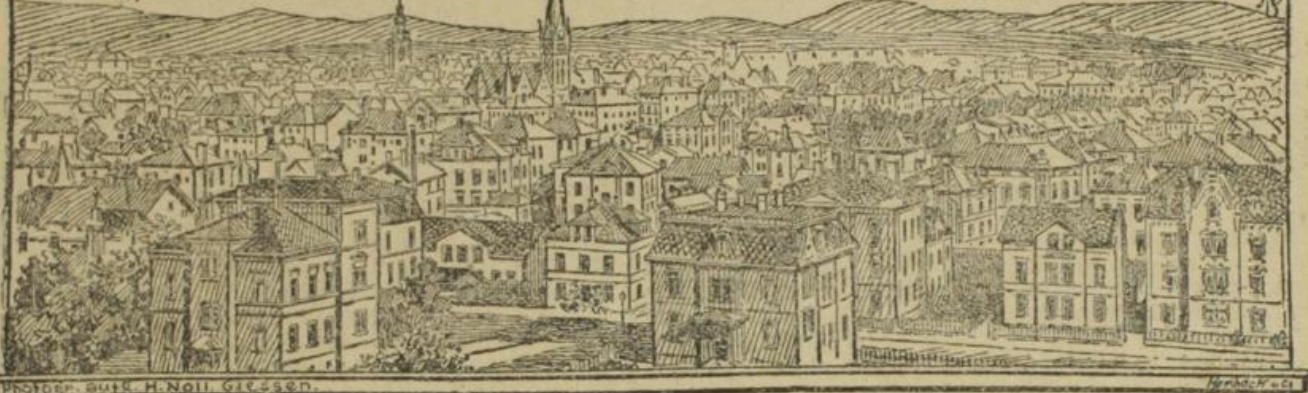


Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Weiber-Regiment.

Roman von Oskar Klausmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Welch eine Narrin war sie doch, daß sie sich so quälte! Sie wollte ja so gern glauben, und wenn sie sich noch sträubte, wenn sie immer noch dem Zweifel Einfluß auf sich gestattete, so war das nur eine Erinnerung an vergangene böse Tage. Aber von jetzt ab wollte sie glauben und vertrauen, das gelobte sie sich; nie sollten die Zweifel sie wieder quälen.

Stimmen wurden hinter ihr laut; Touristen kamen zum Lockstein hinaufgezogen, um hier im Fluge das Panorama zu besichtigen. Ihr Reden und Lachen paßten nicht zu Doras Stimmung. Sie trat den Rückzug an und schritt wieder durch den Buchenwald und dann die Straße hinab bis zum Hotel.

Als sie hier nach halbständiger Wanderung ankam, war Tante Schottelius mit dem Mädchen, das in Doras Diensten stand, noch in der Kirche. Aber der Zimmerkellner brachte einen Brief, den Frau Schottelius hinterlassen hatte. Er trug Doras Adresse, und oben stand das Wort: „Eilig!“

Dora öffnete den Umschlag und fand einen Briefbogen mit der Handschrift der Tante, der nur die Worte enthielt:

„Dies doch die schreckliche Nachricht, die ich soeben bekomme! Ich bin ganz außer mir und wollte schon nicht in die Kirche gehen, weil ich nicht weiß, wie ich mich beruhigen soll.“

Das klang allerdings vielversprechend! Ein zweiter Brief lag darin, und als Dora nach der Unterschrift sah, entdeckte sie, daß er von Frau Wolf, der Wirtin des Bergrats Spalding, kam. Dieser Brief war an Frau Schottelius gerichtet und lautete:

„Gnädige Frau! Und wenn ich hundert Jahre alt werde, kann ich den schrecklichen Augenblick nicht vergessen! Mir zittern noch die Knie, wenn ich nur daran denke. Es war mir schon aufgefallen, daß der Bergrat so frühzeitig aufstand, selbst nach der Küche ging und sich Kaffee bestellte. Dann kam der Herr Graf geritten und stellte sein Pferd bei uns ein. Er ging mit dem Herrn Bergrat nach dem Birkenwäldchen. Sie wußten natürlich nicht, daß ich sie beobachtete. Es vergingen nur wenige Minuten, dann hörte ich schießen, und nach einer Viertelstunde brachte Graf Winter mit einem fremden Herrn den Körper des Herrn Bergrats getragen und ein Militärarzt ging nebenher. Wie ich erschrocken war, ich kann es nicht sagen. Das ganze Gesicht und das Oberhemd des Herrn Bergrats voll Blut, er regungslos wie ein Stück Holz. Er gab keinen Laut von sich. So brachten sie ihn in sein Schlafzimmer, und Graf Winter telephonierte nach Ärzten. So aufgeregt habe ich

den Grafen noch nicht gesehen. Er sagte mir, ich müsse ihm schwören, niemand zu sagen, was vorgefallen sei; es würde behauptet werden, der Bergrat sei mit dem Pferde gestürzt und habe sich am Kopfe verletzt. Das ist aber natürlich alles nicht wahr, und Ihnen muß ich die Wahrheit sagen, denn Sie sind doch meine gnädige Herrschaft. Ich habe das alles erst im Laufe des Tages erfahren. Es ist ein Duell gewesen zwischen dem Herrn Bergrat und dem Herrn Hauptmann Kersten, und zwar wegen der Frau Glover. Der Herr Bergrat hat einen Schuß im Kopfe. Es sind am Vormittag noch zwei Ärzte gekommen, und zusammen mit dem Militärarzt haben sie wohl eine Stunde im Krankenzimmer geessen, und sie haben gesagt, es sei nicht alle Hoffnung aufzugeben, und vielleicht könne der Bergrat noch gerettet werden. Wie sich alles zugetragen hat, kann ich Ihnen nicht genau beschreiben, ich weiß es selbst nicht. Hauptmann Kersten muß auch etwas abbekommen haben, denn er ist in das Sanatorium geschafft worden. Ich bin den ganzen Tag nicht zur Besinnung gekommen. Nachmittags kam Frau Glover, und als sie die Treppen hinunterging, hat sie geschluchzt und zweimal gerufen: „Und um meinetwillen sollte er sein Leben verlieren! Ich hätte nie wieder eine ruhige Stunde gehabt!“ Aber so ist es immer: Erst rühren solche Damen die Geschichten ein, und dann sind sie außer sich. Sie werden ja, gnädige Frau, dem Bericht auch nichts mitteilen, und hier wird alles vertuscht. Zwei Ärzte sind schon bis abends beim Bergrat geblieben; dann ist er auf kurze Zeit wieder zu sich gekommen, und ich habe schnell etwas Bouillon herstellen müssen. Jetzt schläft er, der Militärarzt ist bei ihm. Es ist Mitternacht, und ich schreibe diese Zeilen an Sie, gnädige Frau. Entschuldigen Sie, wenn ich nicht alles richtig dargestellt habe, aber ich weiß noch immer nicht, wo mir der Kopf steht. Ich fürchtete mich davor, schlafen zu gehen, damit ich nicht den blutigen Körper des Herrn Bergrats im Traume sehe, so, wie sie ihn in das Haus hereinbrachten. Sie kamen durch die Hintertür, und die Mädchen haben nichts gesehen. Wenn nur nicht noch der unglückliche Herr Bergrat stirbt! Was doch eine Frau für Unheil anrichten kann! Wenn ein Unglück geschehen sollte, telegraphiere ich. Ich muß schließen, denn der Brief soll noch zum Bahnhof.“

Dora las den Brief zweimal, bis sie seinen Inhalt vollständig begriff.

Sie sah nach dem Datum: Der Brief war vor zwei Tagen geschrieben. Er war aber mit der ersten Post gekommen, während Dora schon den Spaziergang angetreten hatte.

Also ein Duell, und um Frau Glovers willen. Und diese Frau jammerte und schrie, daß er sein Leben um ihretwillen verlieren sollte. Ja, warum hatte sie ihn denn dazu veranlaßt, sein Leben für sie einzusetzen? Diese elende, kokette Person, die so unnahbar tat, und dadurch die Männer an sich zog!

Er hatte sein Leben für Frau Glover opfern wollen, für die Frau, die er liebte!

Und diesem Manne wollte Dora vertrauen, und an ihn wollte sie glauben, durch ihn hoffte sie glücklich zu werden, durch ihn, der mit ihr nur gespielt hatte! Ihr hatte er Liebenswürdigkeiten gesagt, und dabei erfüllte der Gedanke an die Witwe sein Herz.

Er war klug, dieser Mann, er hatte sich eine Reserve gehalten, wenn ihm die Sache mit Frau Glover mißglücken sollte. Dort, bei der Witwe, war sein Herz. Wenn aber diese Hoffnung nicht realisiert wurde, dann blieb immer noch die Ehefin in Saarkirchen mit dem vielen Geld, die er dann heiraten konnte, um sich für den Verlust, der seinem Gefühl zugefügt wurde, schadlos zu halten.

„Sie sind eben alle schlecht, erbärmlich schlecht, die Männer, und die Gefühle einer Frau sind ihnen nichts!“

Erbärmlich hatte er an ihr gehandelt, gespielt hatte er mit ihrem Empfinden, plumpe taktlose Andeutungen hatte er ihr gemacht, wohl in der Absicht, sie zu ködern.

Wie sie ihn haßte! Sie wünschte in diesem Augenblicke, daß er den bösen Streich, den er ihr gespielt hatte, mit seinem Leben bezahlen müßte. — — —

Dora entsetzte sich vor sich selbst und dem fürchterlichen Gedanken, den sie soeben gehabt, und brach in wildes Schluchzen aus. Es war alles in ihr gerissen und gesprungen, wie die Saiten einer Zither. Es war alles zusammengebrochen. Der Göze war vom Altar gefallen, und weil er aus Ton war, lag er in Scherben. Trümmer von Hoffnungen und Empfindungen rings um sie herum!

Dora schloß sich in ihrem Zimmer ein, antwortete Frau Schottelius, als diese aus der Kirche zurückkam, nur durch die Tür und wurde erst gegen Abend wieder sichtbar.

„Du kannst hierbleiben, Tante“, sagte Dora, als sie abends mit verstörtem Gesicht im Zimmer auf und ab ging. „Aber ich muß nach Hause, wenigstens für einige Tage. Der Geheimrat ist verreist, der Bergerat ist dienstunfähig; es muß sich irgendetwas um die Werke kümmern.“

„Aber wenn der junge Kersten in Dasburg ist,“ meinte Tante Schottelius, „wird doch auch der alte Geheimrat da sein.“

„Das glaube ich nicht“, entgegnete Dora. „Wäre der da gewesen, so hätte er das Duell verhindert.“

„Ich lasse dich nicht allein fahren“, antwortete Tante Schottelius. „Wir sind drei Wochen hier gewesen, das genügt schon. Ich wäre ja gern noch länger hiergeblieben, aber natürlich kann ich dich nicht im Stich lassen. Du brauchst jetzt erst recht jemand, der um dich ist. Wir können morgen früh schon nach München abfahren und gehen über Stuttgart, Karlsruhe und Trier nach Hause.“

„Es wird wohl das Beste sein,“ sagte Dora. „Klingle nach dem Kellner und laß die Rechnung bringen, damit wir heute Abend noch alles begleichen. Ich gehe in mein Zimmer packen. — Nein, nein, Tante, laß nur! Du hast mit deinem eigenen Gepäc zu tun; ich werde mit meinen Sachen schon fertig werden. Das Mädchen kann erst dir helfen und dann mir. Sage dem Kellner, er solle das Mädchen aufzufinden suchen; sie wird im Hotel „Zur Krone“ sein, wo Tanz stattfindet. Es soll ein Bote hingeschickt werden, um sie zu holen. Morgen früh mit dem ersten Zuge fahren wir.“

Gegen Abend kam ein Telegramm aus Saarkirchen vom Generalbureau, lautend:

„Bergrat Spalding mit dem Pferde gestürzt, schwere Kopfverletzung, dienstunfähig.“

Dora überlegte eine Zeitlang und telegraphierte dann an das Generalbureau zurück:

„Bin übermorgen dort.“

Der Zug nach München sollte am nächsten Morgen um 5 Uhr 45 Minuten von Berchtesgaden abgehen; um halb fünf sollte geweckt werden. Dora und die Tante gingen zeitig schlafen, das heißt, Dora machte den Versuch zu schlafen.

Welch fürchterliche Nacht! Jede Minute wurde zu einer Seelenqual!

Fassungslos weinte und schluchzte Dora stundenlang in die Kissen ihres Bettes hinein, bis sie ganz erschöpft war. Aber auch dann fand sie keinen Schlaf. Die Angst, die furchtbare Angst ließ sie keine Ruhe finden. Die Angst schreckte sie immer wieder auf: die Angst um ihn, der vielleicht mit dem Tode rang, die Angst um ihn, den sie — den sie — haßte, ja, haßte mit aller Kraft ihrer Seele.

Sie haßte diesen Mann — und sie zitterte für sein Leben.

Dora horchte auf jedes Geräusch nachts. Hatte doch Frau Wolf gesagt, sie würde telegraphieren, „wenn ein Unglück geschah“.

Um zwei Uhr nachts, als alles still war, als alles Leben im Hotel erstorben schien, wurde heftig unten an der Glocke gezogen. Dann kamen Schritte herauf, die Treppe, den Korridor entlang, und Dora ahnte, daß an ihre Tür geklopft und ihr ein Telegramm gebracht werden würde mit der Todesnachricht. Es war auch ein eiliges Telegramm, aber für einen anderen Hotelgast.

Die wenigen Augenblicke der Spannung hatten indes bei Dora ein Herzklopfen erzeugt, daß sie nun erst recht nicht einschlafen konnte. Endlich kam der Schlummer über sie. Aber kaum mochte sie eine halbe Stunde geruht haben, als man sie weckte. Sie mußte aufstehen und fühlte sich körperlich wie zerschlagen. Sie war todmüde und abgespannt. Sie wußte nicht, daß diese Uebermüdung eine Wohltat für sie war; denn die körperliche Schwäche lähmt auch die Gedanken und schwächt Angst und Sorgen ab.

Dora kleidete sich an, sie frühstückte und fuhr mit der Tante und dem Mädchen zum Bahnhof. Das ganze Tal war voll Nebel, und als der Zug über Reichenhall sich durch die Berge wand, sah man nichts als Nebel rechts und links von den Rupeeisenstern, und Dunkelheit und Feuchtigkeit lasteten auf der Körpern, wie der seelische Druck auf Doras Gemüt.

Nun war sie während der Fahrt anderthalb Tage außer aller Verbindung mit der Heimat. Keine Nachricht konnte sie erreichen, weder eine schlimme noch eine gute, und das war ihr eine Beruhigung. Aber sie wußte, daß sie die Angst vor dem, was sie in der Heimat traf, um so schrecklicher anfallen würde, je näher sie der Heimat kam.

In Freilassing wurde der Salzburger Schnellzug bestriegen, der nun nach München eilte. Der Nebel stieg empor, und die goldene Herbstsonne trat allmählich in ihr Recht. Als man gegen halb zehn Uhr Rosenheim erreichte, war strahlender, heller Sonnenschein.

Tante Schottelius hatte wiederholt versucht, mit Dora ein Gespräch anzuknüpfen, aber gar keine Antwort erhalten. Nun gab sie alle Versuche auf, um Dora nicht ärgerlich zu machen. Diese sah mit der Tante in einem Abteil erster Klasse allein und hielt die Augen geschlossen. Die taktmäßigen Stöße des Wagens riefen ihr ununterbrochen zu:

„Vorbei — vorbei! Aus — aus!“

Es war alles vorüber; alle törichten Hoffnungen, alle Ausichten auf Glück und Zukunft! Sie gehört eben nicht zu den Kindern des Glüdes; wenn ihr einmal das Glück erschien wie eine Fata Morgana, so verschwand es auch wieder.

„Vorbei — vorbei! Aus — aus!“

Was wollte sie denn in Saarkirchen, wozu fuhr sie dort hin? Glaubte sie wirklich, daß sie in stande sei, die Werke selbständig zu leiten? Mußte nicht nach der Erkrankung des Sohnes auch der alte Geheimrat Kersten jeden Augenblick dort eintreffen, und übernahm dann nicht wieder der die Leitung des General-Bureaus?

Die Angst trieb sie nach Hause, die namenlose Angst. Sie wollte dort sein, um alles zu erfahren. Alles wollte sie wissen, obgleich sie ahnte, daß ihr das Herz bluten würde, wenn sie erst die ganze Wahrheit erfuhr. Sie mußte dort sein in der Nähe des Glenden, der sie betrogen, der mit ihren Gefühlen gespielt hatte; sie mußte dort sein, wenn ein Unglück eintrat.

„Laß ihn leben, o Gott, laß ihn leben für die andere! Aber rette ihn!“

Dora hatte dieses Gebet gesprochen. Es war ihr selbst unbegreiflich, daß sie fähig dazu gewesen war. Aber in ihrer Seele war ein Zwiespalt, in ihrem Innern war eine Zerrissenheit, in ihr wechselten innerhalb einer Minute die widersprechendsten Gefühle.

Endlose Schienenstränge zur Rechten und zur Linken, Wagen, Lokomotiven, ein- und ausfahrende Züge! Man befand sich im Bahnhof München. Um 10 Uhr 45 Minuten wurde der Zentralbahnhof erreicht. Es gab länger als eine Stunde Aufenthalt bis zur Weiterfahrt nach Stuttgart. Tante Schottelius wollte einen Spaziergang machen, um sich „die Beine zu vertreten“, da man doch den ganzen Tag weiterfuhr und keine Bewegung hatte. Dora war todmüde. Sie blieb im Wartesaal sitzen, und zeitweise wollte sie der Schlaf überwältigen. Sie sah das Kommen und Gehen der vielen Menschen nur wie durch einen Nebelschleier. Aber als drei Viertelstunden nach ihrer Ankunft die hohe Gestalt des Geheimrats Kersten in den Wartesaal trat, erkannte sie ihn doch, und sie sah deutlich, wie entsetzlich verändert der alte Herr aussah. Früher hatte er sich immer hochaufrichtig und straff gehalten. Jetzt war ihm der Kopf nach vornüber gesunken, und

die hohe Gestalt des Geheimrats sah aus wie eine Tanne, deren Wipfel umgenickt war.

Ersten bemerkte Dora auch und kam auf sie zu.
(Fortsetzung folgt.)

Strindbergs Koffer.

Eine Friedrichshagener Erinnerung.
Von Bruno Wille.

Eine fröhliche „Chronik aus Friedrichshagen“ läßt in diesen Tagen Bruno Wille unter dem Titel „Das Gefängnis vom Preussischen Adler“ bei Eugen Diederichs in Jena erscheinen. Er erzählt darin von seiner mehrwöchentlichen Haftstrafe, die er verwirkt hatte, weil er eine Geldstrafe wegen Unterrichts der Konfirmanden der Freireligiösen Gemeinde nicht zahlen wollte. Zum Schluß erhielt er „Urlaub“ auf unbestimmte Zeit, den er „seltsamerweise zur Zeit noch immer genießt“. Von den lustigen Episoden, die er schildert, heben wir die folgende heraus, die auch um der mitwirkenden Personen willen besonderes Interesse hat.

Die Schriftleitung.

Ich war zu dem Häuschen gelangt, das Olaf Norström bewohnt hatte. Da er sich in Schweden nicht hinreichend anerkannt fühlte, so hatte ihn seine lebenskluge Frau nach Berlin gebracht, wo das skandinavische nerabe Trumpf war. Durch Bölsche, der die Zeitschrift „Freie Bühne“ herausgab, war Norström für Friedrichshagen interessiert und Mitglied der „Kolonie“ geworden, um sich, was ihm keiner übel nimmt, in Deutschland abgeben zu lassen, wo schon mancher Prophet, der bei den eigenen Landsleuten wenig galt, den Grundstein zu seinem Ruhmesmonument gefunden hat. War auch Strindberg in solcher Absicht gekommen? Nicht doch! Das wäre zu klein gedacht von diesem Widinger, den man naiv, nicht raffiniert nennen mag. Uebrigens war er nur vorübergehend hier, wie meine Frau sagte, — sonst in Paris anständig.

Als ich bei Norström die Türklingel gezogen, öffnete mir die Haushälterin Frölen Ingrid, eine stattliche Bauerntochter aus Schonen. Von dort stammte auch Olaf Norström, der Sprosse eines alten Bauerngeschlechts. Eben trat er zu mir auf den Flur, wo ich den Mantel ablegte. Ein schlanker Dreißiger, blauäugig, mit blondem Schnurbart, etwas nervös. Die Röde seiner durchsichtigen Wangen ließ merken, daß er animiert war — sonst bewahrt das Angesicht dieser Skandinavier frostige Unbeweglichkeit. Seine Augen drückten Stauern aus: „Sie sind nicht im Gefängnis? Ihre Frau sagte doch, wie?“ — „Ich gehöre allerdings hinein — doch es behielt mich nicht — hat mich ausgehien wie der Wallisch den Propheten Jonas — und, was komisch ist, momentan kann ich nicht zurück — der Verkereschlüssel ist verlegt.“ — „Sonderbare Sache“, lächelte Norström — „aber ja wohl! Kommen Sie! Strindberg ist da — auch Przsdi — Sie kennen doch den Polen?“ — „Aus der Freien Bühne, ja! Und wie steht es mit meiner Frau? Ist sie da?“ — „Noch nicht — hat aber zugehagt.“ — „Jimmer noch nicht? Welche Verwicklung! Doch spakhaft, sich treiben zu lassen von diesem traurigen Wellenspiel!“

Norström führte mich ins Speisezimmer, es war eng, wie das ganze Häuschen. August Strindberg, dem ich nun vorgestellt wurde, war mittelgroß und kräftig, schlank und elastisch, obwohl er doch in den Bierzügen war. Hinter seiner felsenhaften Stirn lauerte finsternes Gräßeln. Die Lippen verrieten rebellische Wählererei. Das graublau Auge schien nicht nach außen gerichtet, sondern mit verstecktem Inneneben beschäftigt; wenn es aber die Außenwelt fixierte, fehlte selten ein Zug des Mißtrauens. Die kartoffelförmige, oben etwas platt gedrückte Nase ließ auf lappländisches Blut schließen. Eine Mischung von Trotz und Geziertheit sprach aus dem kleinen, diabolischen Munde. Nach oben spreizte sich ein kurzes Schwedenbärtchen, eins aus dem Dreißigjährigen Kriege, während über dem zurückliegenden Kinn, das winzig wie ein Knopf war, eine sogenannte Klette saß.

Darf man Persönlichkeiten mit Getränken vergleichen, — und in mancher Gesellschaft liegt dieser Vergleich gewiß nicht fern —, so hätte für Strindberg das schwere und zähe, dunkle, bittere Porterbier gepaßt. Was ferner den Polen Przsdi betrifft, so würde ihm monstrierender Schnaps entsprechen, wenn es welchen gäbe. Ich meine etwas brennend Bidelndes und Nasenrüttelndes. Wenn er zu mir sprach, kitzelte es in meiner Nase wie Kohlenäure oder Schnupstaba. Schon sein Name wirkte so — ließen zischende Konsonanten mit dem Fästelgewitzscher des einen Vokals; in erster Aussprache klang es fast wie „pisch!“ Als ich ihm zum erstenmal begegnet war, und er sich mir vorstellte, meinte ich, dieser Herr, der sich vor mir verneigte und dabei „pisch!“ sagte, wäre von einem Ries-Kobold überfallen, und so hatte ich mit lächelnder Höflichkeit erwidert: „Bröfiden!“ Uebrigens trauten die mattblauen Augen des Polen, als habe er Schnupfen. Baßte das Schlagwort Dedance nicht im mindesten auf Strindberg, so desto besser auf Przsdi. Seine schwächliche Gestalt hatte etwas Zusammengefunkenes. In den bleichen Bügen des schmalen Blondkopfes verichmolzen slawische Sinnlichkeit und romantische Träumerei mit dem ironischen Aufbegehren eines geknechteten Edelvolkes, und es war, als müßte

dieser poladische Byron seine schwermütige Schaffheit immer von neuem aufzuspüren durch einen Rud seines Motors — will sagen durch einen Schlud aus dem Weinglas, das er hin und wieder mit Cognat füllte. Ueberhaupt hat an Norströms Tafel die Abstinenz nichts zu schaffen, zumal sie auch sonst in jener guten alten Zeit fast bedeutungslos war . . .

Da Przsdi aufsprang und mir einen schelmischen Wink gab, folgte ich ihm ins Nebenzimmer: „Hören Sie!“ sagte er lebhaft, „ich habe see einen guten Witz — Sie müssen dichten paar Verse auf Strindberg . . . Sie haben doch gehört von sein Koffer — den man soll haben gestollen — Abber is nich war — is sich geblibben sehn auf Dammhof Friedrichstraf — und hirt is er nun! Jetzt abber der Strindberg! Das alles er weiß nicht! Soll sein Ueberrasschung. Wir machen dramatische Szene.“

Bergnügt ging ich auf den Plan ein, während Frölen Ingrid die Tür nach dem Speisezimmer abschloß und mit dem Polen das feistliche Arrangement des Koffers vornahm. Außer den gewöhnlichen Versen verfaßte ich noch einen Brief, mit dem der Dieb die Rücksendung des „wertlosen“ Koffers begleitete. Przsdi schmunkelte „Ser gutt“, und nach Verabredung der Rollen kehrten wir ins Speisezimmer zurück.

Aus seiner siegesgewissen Miene entnahmen Norström, die ja in unsern Plan eingeweiht waren, daß die Vorstellung beginne, und Frau Lina meinte mit gespielter Wehleidigkeit: „Na, danken Se sich, Doktorchen, Strindbarien säin Koffer is auf em Bahnhof Friedrichstraße gestohlen.“ — „Wirklich gestohlen?“ antwortete ich zweifelnd — „haben Sie denn schon auf dem Hundebureau angefragt?“ — „Düster wunkte Strindberg ab, als sei die letzte Hoffnung entschunden. — „Werr kann wissen!“ Und der Pole stimmte seine Gitarre. „Ach ja! Sperken Se!“ animierte Frau Lina, und Przsdi deutete auf mich: „Dier berr freie Voggel, aus Käsig ausgeklüpf, müß sigen — ich begleite — sigen wirr Volkslied Schweddisches mit Text deitsches — frisch verjaßt von deitsche Pirriter.“ Und sein Prästudium leitete die schwedische Weise ein: „Mägdelein hielt Tag und Nacht — traurig an dem Spinnrad Nacht . . .“ An des Polen Seite sang ich die improvisierten Verse: „Strindberg hielt Tag und Nacht — grübelnd an dem Schreibtisch Nacht . . .“ Ich lächelte seine Sehnsucht nach dem Liebchen Gold, wie er in Paris das alchimistische Rezept zu Papier gebracht habe und siegesgewiß gen Osten gereist sei, um mit seinem Freunde Olaf im verschwiegenen Friesenwalde ganze Klumpen Goldes zu bereiten. Tremolierend besang ich, wie ihm dicht vor dem Ziel ein Berliner Spibube den Koffer samt dem Goldrezept gestohlen habe, und wie er diese Untat wohl noch übertrumpfe, indem er die Manuskriptblätter als Nidibus für seine Tabakspfeife verwende. . . In tiefer Schwermut schloß das Lied unter harsender Begleitung: „Hoffe, Alchimiste mein, Morgen kommt der Koffer dein! — Strindberg sann, die Bähre rann — nie doch kam der Koffer an!“ Da sah nun der Goldmacher am Grabe seiner Hoffnungen und gewählte die Lodenmähne. War bei den ersten Strophen ein genüßliches Lächeln über sein Gesicht geschlichen, so rann jetzt eine wahrhaftige Bähre herab.

Da war es an der Zeit, das grausame Spiel in Wohlgefallen aufzulösen. Auf einen Wink des Polen öffnete Frölen Ingrid die Tür — und sieh, auf einem Schemel stand der betrauerte Koffer, mit Tannenzreis umkränzt, mit brennenden Lichtlein besetzt, daß man meinen konnte, es sei hier Weihnachtsbescherung. Ungläubig starrte Strindberg auf den Koffer und auf das teiliegende Manuskript, streifte die Aufwender mit einem durchbohrenden Blick und schlich nichttrauisch zum Koffer. Aufleuchtenden Auges ergriff er das Manuskript, blätterte hastig darin, drückte es an sein Herz und begann einen stampfenden Tanz, den sein Landsmann Olaf sofort verständnisvoll begleitete.

Von Stund an war Strindberg verwandelt. Seine Augen lächelten kindlich, heimische Weisen trällerte er vor sich hin, seine mürrische Schweigsamkeit war einer verbindlichen Blanderei gewichen. Nun ließ er auch in sein Pdeereich blicken. Zur Begründung seiner Lehre von der Goldbereitung führte er an, Gold sei kein Element, es gebe im Naturreich kein starrs Gefängnis, alles entwickele sich, lasse sich umwandeln. Silber in Gold.

Auf Norströms Bureden holte Strindberg, der sich Beranlagung zur Malerei zutraute, ein Delgemälde, mit dem er der unterhandenen Genialität der Stoffe seine Aufbügung darbringen wollte. Eine Strandbistel wuchs auf bleicher Düne. Silbergrün flomm sie durch die Nacht, als lodere hier ein mystisches Sehnen des geringen Standes, zum milden Silber des Mondes umgewandelt zu werden. Strindberg war befriedigt, als ich den Cherubimischen Wandersmann zitierte:

Mensch, was du liebst, in das
Wirst du verwandelt werden:
Gott wirst du, liebst du Gott,
Und Erde, liebst du Erden . . .“

„Oh jö-hö, gewiß“, versicherte Strindberg; „wenn der Mensch sich transmutiert zu Gott, das ist oberste Alchimie.“ Mir war noch eine ähnlcher Spruch desselben Mystikers eingefallen:

Die Goldheit machet Gold,
Die Gottheit machet Gott —
Wirst du nicht eins mit ihr,
So bleibst du Blei und Kot!“ —

Strindberg wurde wieder tiefjünnig und meinte fast düster: „Wet und Not! Jo, das sind wir — wollen aber nicht bleiben so! Und die einsame Silberbüchel — wissen Sie, was die ist? Unsere Sehnsucht.“ Scuzend fügte er hinzu: „Und ist meine Dornenkrone — Jo-hö!“

Was nun den Polen betrifft, so schien er die Transmutation seines Wesens mehr auf kläffigen Wege erreichen zu wollen, und Das vertraute mir die Hypothese an, nach dem Recepte des Cherubinischen Wandersmanns werde dieser Kognatfreund im Himmelreich ein Destillierkolben sein. Indessen bewährte sich während der musische Wel, der die Söhne Apolls — und Przdzi gehörte ja zu ihnen — auch in ihrer Bezechtheit irgendwie an das Schöne gefesselt hält. Przdzi behauptete, er müsse jetzt unbedingt ein Klavier haben, um die mythische Strandbüchel in Tönen zu feiern. Uebrigens sei es an der Zeit, daß man sich in Pilsener abkühle, und ich sollte die Gesellschaft in eine Kneipe führen.

Da selbst die Dame des Hauses geneigt war mitzutun, zogen wir alleamt ins Waldhaus, wo unter der hingebenden Obhut des dicken Wirtes ein tadelloser Urquell vergapit wurde und selbst zu vorgerückter Stunde ein sideler Kreis willkommen war. Diese Nachsitzung erquidte auch insofern, als der musikalische Pole dem Klavier seltsame Welten wählender Töne entlockte, Schöpfungen Chopins. Von der dionysischen Nachtfeier erwähne ich nur noch, daß Strindberg mit Przdzi Schmolli trant, weil beiden den Russen haßten, der die Finnen wie die Polen tyrantisiert. Nun sollte Strindberg ein deutsches Lied nach der Melodie des Chopinschen Trauermarsches verfassen. Nachdem er seine Notizen gemacht, sang er zu den schleppenden Akkorden mit dem Ausdruck heißer Empdrung —

Jetzt woll'n wir legen einen Schuß zu seinem Grab —
Speit ihm eure Fläche in den Höllenschlund hinab!
Der Tyrant ist mausetot,
Und zu Ende unsre Not.

Jo, begleichen wir die Freiheit bis ins Morgen-Morgenrot!“
war's Sommerzeit gewesen, so hätte in der Tat das Morgenrot zu unsrer Freiheit geleuchtet; doch mit ihrer langen Finsternis hielt die Winternacht unsere Schwärmerei nachsichtig verhält.

Der Kinematograph als Lehrmittel für die Polizisten.

(Von Amtsgerichtsrat a. D. Sommer-Röhn.)

Der Seinepräpekt hat in Paris die Einrichtung einer Polizeischule angekündigt, die demnächst ins Leben treten soll. Außer theoretischen Vorträgen und praktischen Uebungen wird auch ein eigenartiger Anschauungsunterricht mit Hilfe des Kinematographen gegeben werden. Der Leiter der Schule hat sich mit mehreren Abteilungschefs der Polizei in Verbindung gesetzt und für diesen Teil des Unterrichts eine Reihe kinematographischer Aufnahmen machen lassen, die dazu dienen, die Aufgaben der Verkehrs- und Sicherheitspolizei im Großstadtverkehr in lebendigen Bildern vor Augen zu führen. Man will den Polizisten weiter nicht nur die bekanntesten Verbrecher der Hauptstadt im Wilde vorstellen, sondern hat auch eine Reihe von Szenen hergestellt, die diese Spezialisten ihres Faches bei der Arbeit zeigen. Wie der Taschendieb auf der Straße, auf dem Kennplatz, im Warenhaus usw. vorgeht, wie sich der Zeichenstebderer an sein Opfer herantritt, in welcher Verkleidung der Kollidieb antritt, wie Schmiere gestanden wird, Fluchtversuche gemacht werden, alles das wird der Polizeischüler beobachten und sich so bald eine Erfahrung aneignen können, die er sonst nur in langer und angestregter Bernsarbeit erwerben kann. Die polizeiwissenschaftlichen Kinodarstellungen aus dem Verbrecherleben besitzen natürlich, da man mit ihnen andere Ziele verfolgt als mit den lediglich der Unterhaltung gewidmeten Kinodramen, einen ganz anderen Wirklichkeitswert wie diese.

Die große Mehrzahl der in den Kineothatern gespielten Verbrecher- und Detektivstücke haben wenig oder nichts mit dem Leben gemein. Ein Sherlock Holmes ist in der Wirklichkeit unmöglich. Die Verbrecher und Detektive der Kinodramen sind die Gestalten, die in der Vorstellung des Volkes leben und die der Kinodichter und der Kinoschauspieler nach Mahgabe ihre Phantasie frei schaffen. Das Ziel ist dabei, möglichst starke Eindrücke beim Publikum auszulösen, und deshalb wird auf bühnenmäßige und zwar möglichst bildmäßige Wirkung hingearbeitet. Es ist klar, daß der Polizist dabei oft genug eine undankbare, vielleicht sogar eine komische Rolle zufallen muß. Aus den Bildern der Polizeischule dagegen wird die nüchternste Wirklichkeit, wird das Leben selbst sprechen. Außer den vorstehend genannten Kurien werden für Kriminalinspektoren noch besondere Vorlesungen über Kriminologie gehalten werden, die das Verbrechen als soziale Erscheinung beleuchten. Die neue Einrichtung verdient die Aufmerksamkeit unserer Polizeibehörden in mehr als einer Hinsicht. Bisher wurden ausländische Erfahrungen in polizeiwissenschaftlichem Anschauungsunterricht nur in bescheidenem Maße verwertet, während dies hier in umfangreichster Weise ermöglicht ist. Die Filme können überdies auch in Städten vorgeführt werden, wo keine Polizeischulen bestehen, so daß ihre Verwendbarkeit zu polizeiwissenschaftlichen Zwecken dadurch bedeutend erweitert wird. Endlich läßt sich mit Hilfe dieser kine-

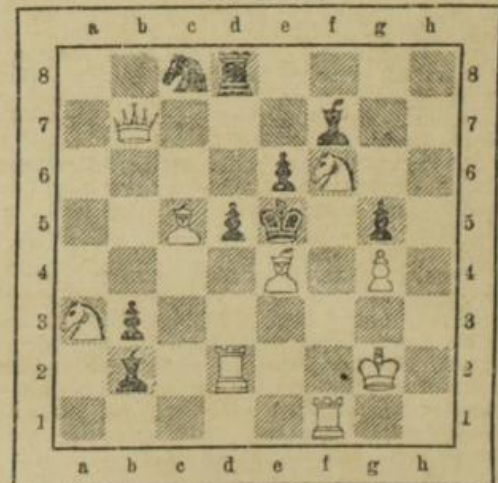
matographischen Aufnahmen aus dem Verbrecherleben die Beobachtungsgabe der Polizeibeamten prüfen und schulen. Bei der rasenden Schnelligkeit, mit der die Bilder auf dem Lichtschirm vor dem Auge vorüberzogen, wird nur ein verhältnismäßig kleiner Teil ihres Inhalts vom Bewußtsein aufgenommen und noch weniger vom Gedächtnis festgehalten. Es mag hier unerörtert bleiben, ob die nur das Auge beschäftigende Filmzene leichter oder schwerer in ihren Einzelheiten zu erfassen und zu behalten ist als das sich an mehrere Sinne wendende Bild der Wirklichkeit, deren Eindrücke unter allen Umständen die stärkeren sind. Jedenfalls haben die weingsten Beobachter eine Ahnung davon, wieviel ihnen von Vorgängen, die sich vor ihnen abspielen, entgeht. Sie halten ihre Aufmerksamkeit und ihr Bewußtsein für unbegrenzt aufnahmefähig. So kommt es, daß in Gerichtssitzungen oft die Aussagen gutgläubiger Zeugen in einem unlöslichen Widerspruch miteinander stehen, und daß Zeugen, die tatsächlich falsch beobachtet haben, hiervon durch nichts zu überzeugen sind. Hier bietet die Kinematographie ein ausgezeichnetes Mittel, nicht nur die Beobachtungsgabe der einzelnen Polizeischüler auf ihre Zuverlässigkeit zu prüfen, sondern auch diejenigen, die falsch oder unvollständig beobachtet haben, davon schlagend zu überzeugen, indem man den Film nochmals langsam sich vor ihren Augen abrollen läßt. Auch ein Beamter einsehen, daß ihm häufiger auf diese Weise Fehler in seinen Beobachtungen nachgewiesen werden, so wird das erzieherisch wirken. Er wird ganz von selbst vorsichtiger in der Bewertung der Eindrücke, zurückhaltender bei der Abgabe seiner Aussagen werden. Auch für Richter wäre eine derartige Schulung, z. B. in den Fortbildungskursen für Juristen und Verwaltungsbeamte sehr wünschenswert.

Büchertisch.

— Griebens Reiseführer: Band 98, „Holland“, 14. Auflage. Mit 9 Karten und 2 Grundrissen. (3 Mk.) Verlag Albert Goldschmidt, Berlin W. 35. Die soeben erschienene Neuausgabe des Griebenschen Reiseführers „Holland“ hat textlich eine ganz bedeutende Erweiterung erfahren. Die einzelnen Ortsbeschreibungen sind teils genau revidiert, teils vollständig umgearbeitet worden, wobei Museen und Sammlungen besondere Berücksichtigung fanden. Von den Neueinfügungen sei vor allem die ausführliche Beschreibung des Friedenspalastes in Haag erwähnt. Auch die Umgebungen der interessanten holländischen Städte wurden diesmal eingehender als bisher behandelt. Die Reiserouten sind auf das Praktische zusammengestellt; überhaupt ist die Anordnung so gehalten, daß sich jeder mit Leichtigkeit orientieren kann. Und da auch das reiche Kartenmaterial in jeder Hinsicht dem neuesten Stand entspricht, so wird der Führer jedem Holland-Reisenden als zuverlässigster Begleiter sehr willkommen sein.

Schach-Aufgabe.

Von Coates.



Wei.

Weiß setzt mit dem zweiten Zuge Matt.
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Kreuzrätsels in voriger Nummer:

A S K
g e u
e h a
A g e s i l a o s
S c h i l l i n g
K n a l l g o l d
a i o
o n l
s g d